Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 4

Artikel: Was tut Albion?

Autor: Büchi, J. Henry

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634674

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Albert Blau.

Dem Andenken des am 21. August 1931 in Bern verstorbenen Herrn Albert Blau, gew. Lehrers und Kunstmalers, seien die nachstehenden Zeilen gewidmet.

Als Sohn einer alten Berner Familie 1858 in Bern geboren, durchlief Albert Blau als Waisenhauszögling die Berner Kantonsschule und später das Lehrerseminar, um nach seiner Patentierung 1877 am burgerlichen Knabenwaisenhaus als Lehrer des Sprach- und des Zeichenunterrichts seine erste Stelle anzutreten. Sein Fleiß und seine große Begabung brachten ihn rasch vorwärts. So wurde er schon fünf Jahre später an das Freie Gymnasium, die sogenannte Lerberschule, berufen, wo er während zwanzig Jahren in verschiedenen Fächern erfolgreich unterrichtete. Albert Blau war ein geborener Pädagog, ein Lehrer, der seine Schüler zu packen wußte und dem diese darum auch nach der Schule noch treu anhingen.

Neben der Schule betätigte sich der Verstorbene mit Eifer auf künstlerischem Gebiete, und als er sich 1906 nach fast 30jährigem Schuldienste ins Privatleben zurückzog, widmete er sich ganz seiner geliebten Malkunst. Er blieb dabei der alten idealistisch-naturnahen Richtung treu, fand aber trotzdem für seine zahlreichen Oelbilder und Aquarelle immer die gleichgesinnten Liebhaber und Käufer.

Als begeisterter Naturfreund malte er mit Vorliebe Landschaften, deren naturgetreue Wiedergabe ihm denn auch meisterlich gelang, wie unsere Reproduktionen S. 50—53 erkennen lassen. Er war auch ein geschickter Porträtist, der die charakteristischen Züge seiner Modelle mit psychologischem Feingefühl traf.

Eine vertiefte allgemeine Bildung und große sprachliche Begabung befähigten ihn auch für die literarische Produktion. Seine Gelegenheitsdichtungen wurden im engern Freundeskreise, für die sie auch bestimmt waren, mit frohem Beifall aufgenommen. Albert Blau war ein Freund des

Schloß Thun. A. Blau.

liebenswürdigen Witzes und leidüberbrückenden Humors. Er war ein frohmütiger, mit den guten Umgangsformen bestvertrauter Gesellschafter. Als begeisterter Offizier, gewandter Turner und Schwimmer, guter Schütze und liederkundiger

Albert Blau-Kölla, Kunstmaler, 1858—1931.

Sänger steht er einem weiten Bekannten- und Freundeskreise in angenehmster Erinnerung.

Eine markante, in sich gefestigte, von seinen Mitbürgern geschätzte Persönlichkeit ist mit Albert Blau aus dem geistigen Bilde unserer Stadt entschwunden. Sein Andenken wird aber in seinen Werken weiterleben.

Was tut Albion?

Von Jo. Henry Büchi.

Die Frage ist so albern nicht. Es mag an manchen Orten in der Welt nicht gerade gewohnheitsgemäß aussehen, aber in England, so muß es sicher dem Ausland erscheinen, muß jetzt alles drunter und drüber gehen. Da hatte erst das Finanzamt ein Loch von fast hundert Millionen Pfund im Budget gefunden, dann verlor das „ehrbare" englische Pfund seinen goldenen Boden (oder waren es Flügel, daß man so wenige zu sehen bekam?), dann wählte das Volk mit überwältigender Mehrheit eine konservative „nationale" Regierungsmehrheit ins Parlament, um „das Pfund zu schützen", welches daraufhin um so mehr fiel, und nun zu guterletzt noch Indien. Es muß sicherlich bös stehen um die armen Engländer und ihre welschen und schottischen Landsleute.

Gemach, lieber Leser! Es ist wirklich verwunderlich, was man nicht alles auf die Liste bringt, wenn man sich hinsetzt und ruhig darüber nachdenkt. Selbst uns Londonern geht es so. Um die Wahrheit zu sagen, kein Mensch spricht darüber: wieviel nun das Pfund sei an der Börse, oder darüber: ob wir eine Inflation haben werden; als ob Leben oder Tod damit verbunden wäre.

„Herr Nachbar", sagt Freund Bankbeamter zum Stationsvorstand, während sie beide im Omnibus zur Arbeitsstelle fahren, „Herr Nachbar, haben Sie es bemerkt, daß das Pfund nun auf dreizehn zehn steht?" „Really?" (Wirklich?) sagt der Herr Nachbar und denkt daran, daß nun nicht so

viele Leute nach der Schweiz reisen können. Die müssen in ihren Ferien nun mit einem englischen Kurort vorlieb nehmen. Ganz gut! Aber schon sind die Gedanken der beiden beim Fußball-Match vom nächsten Samstag. Das berührt sie viel mehr, scheinbar. Und warum auch nicht? Denn — das Pfund ist in England immer noch zwanzig Schillinge wert, das ist der Grund ihrer Ruhe. Der Lebenshaltungsindex ist seit letzten Juli um nur einen Punkt, nämlich von 147 auf 148, also um nicht ein Prozent, gestiegen. Da der gleiche Index vor anderthalb Jahren auf 155 stand, ist also das Pfund der Hausfrau immer noch sieben Punkte, oder am heutigen Wert gemessen, immer noch etwas mehr als 5 Prozent mehr wert als vor achtzehn Monaten. Es ist heute noch etwas mehr als acht Prozente mehr wert als im Juli 1929, und ziemlich genau elf Prozente mehr als im Juli 1928, während der Großhandelsindex seit August nur 6 Prozent gestiegen ist, aber immer noch 4 Prozent niedriger ist als vor einem Jahre.

Das ist auch der Grund, warum keine einzige Bank auch nur in Schwierigkeiten kam; wir hatten nirgends einen Sturm auf die Banken. Depositen und Spargelder sind alle geblieben wo sie waren, soweit nicht davon notwendiger Weise anderer Gebrauch gemacht zu werden hatte. Das ist zu einem schönen Teil den Zeitungen, die sofort auf die Möglichkeit und Vorteilhaftigkeit einer „neuen" Währung aufmerksam machten, und aber zugleich dadurch auch das Volk beruhigten, zu verdanken. Und seither haben sich Männer in erster Stellung in der Finanzwelt, Namen wie: Sir Josiah Stamp, Sir Henry Strakosch, Sir Basil Blacket, alles Volkswirtschafter und Finanzer von Rang; dann auch der ehemalige Gesandte in Berlin, Viscount D'Abernon, dem mutigen Handelsredaktor vom „Daily Herald", Mr. Francis Williams, zugesellt und haben seine Auffassung bestätigt. Es gibt einige Führer in der liberalen, sowie in der konservativen Partei, die auch vom Gold nichts mehr wissen wollen. Und in der Arbeiterpartei, die bei den letzten Wahlen ja zwar viele Mandate, aber wenig Stimmen verloren hatte (wir haben nämlich ein furchtbar komisches Wahlsystem), ist es abgemachte Sache, daß der „Goldstandard", wie es heißt, bekämpft werden müßte, wollte jemand ihn doch noch einmal wieder einführen. Da die Sache im Februar im Parlament von gesetzeswegen wieder zur Sprache kommen muß, ist es interessant zu hören, was die genannten Männer und die Arbeiterpartei denn an die Stelle der Goldwährung setzen wollen.

Eigentlich könnte man sagen, daß wir schon heute eine neue Währung haben. Das ist richtig, nur ist das System nicht gesetzlich verankert. Die Bank of England, im Einverständnis mit der Regierung, ist gegenwärtig darauf bedacht, den Inland-Preisstand zu halten, also die Geldzirkulation dem Preisindex anzupassen.

Dies ist nun genau der Vorschlag des „Daily Herald", der Arbeiterpartei und anderer fortschrittlicher Volkswirte. Die Geldverwaltung solle auf den Wechselkurs keine Achtung geben in der Geldausgabe, sondern ganz allein auf die Beibehaltung des Inland-Preisstandes achten. Das würde bedeuten, daß das Pfund selbst über Jahrzehnte hinaus, so lange nämlich diese Politik betrieben würde, immer gleichen Kaufwert hätte. Schulden, Zinsen, Löhne, würden nicht mehr größer oder kleiner, bloß weil der Wechselkurs hinaufging, oder herunterkam; jedesmal zum Nutzen einiger weniger und zum Schaden von vielen.

Viele Leute behaupten nun, daß dies eine sehr schöne Politik wäre, aber sie verunmögliche den internationalen Handel, wenn heute für hundert Schweizerfranken fünf Pfund, in einer Woche vielleicht fünf Pfund zehn, einen Monat später nur vier Pfund achtzehn bezahlt werden müssen. Aber die Leute vergessen, so schreibt F. Williams, daß dann nicht das Pfund, sondern der Franken bummelt. Sobald der Franken in der gleichen Weise „gewährt" wird, so wird der Pfund-Franken-Preis sich gleich bleiben. Also, das Pfund ist fest, heute schon, darum geht alles ganz gemächlich weiter.

Aber nun frägt mich der verehrte Leser: „Ja, aber was mit eurem Freihandel?"

Und da muß ich zugeben, daß ich mich aufs Prophezeien in dieser Hinsicht lieber nicht einlasse. Ob es eine ständige Schutzzollpolitik daraus gibt, oder ob es nur ein vorübergehendes Kriegsmanöver gegen das böse Ausland und die Arbeitslosigkeit bleibt, das hängt davon ab, wie lange die konservative Partei das Parlament beherrscht. Es gibt Leute, die behaupten, daß die Schutzzollpolitik der konservativen Partei das Grab schaufle. Es wird manches auf das Verhalten der übrigen Länder in den Fragen der Zölle, der Kriegsschulden und der Reparationen ankommen, wie die Schutzzollseuche verläuft und wie lange sie anhält.

Und nun noch Indien. Da kann nur das eine gesagt werden, daß nämlich kaum einige hundert Leute leben, die sich in dieser Frage eigentlich auskennen, und sich deshalb nicht nur von Gefühlen und Vorurteilen leiten lassen müssen. Die Frage ist keine politische, obwohl sie durch die berichteten Vorfälle als solche erscheint. Es ist eine volkswirtschaftliche Frage, genau so, wie die Arbeitslosigkeit, oder die Währungsfrage. Sie vom ethischen Standpunkte aus zu betrachten, ist heute müßig. Das wäre vor hundert Jahren am Platze gewesen. Und tatsächlich stellen sich auch die Inder ohne Ausnahme auf den Boden der volkswirtschaftlichen Notwendigkeiten. Leider haben auch hier die Politiker das Wort. Und, wie ein weiland Bundesrat im Nationalrat ausrief, so ist es all über die Welt, nämlich: Politiker streiten lieber mit Grinden als mit Gründen.

Der Mann, der von Papierschnitzeln lebt.

Dieser alte Herr im verwitterten Hut mit den schon müden, etwas nachschlürfenden Beinen, der allabendlich einen Bummel durch verschiedene Lokale des Westens macht, der lebt von Papierschnitzeln. Nicht wörtlich natürlich, denn dann brauchte er nicht bei Wind und Wetter auszugehen, sondern könnte gemütlich zu Hause sitzen. Er verkauft sie, fünf bis sechs Stück für einen Groschen, und es ist anzunehmen, daß er davon, wenn auch nicht fürstlich, so doch ganz annehmbar leben kann, denn sein Absatz scheint nicht schlecht zu sein. Das macht, daß er diese Papierschnitzel den Leuten mit Witz und Humor andreht, mit einer fast boshaften, weil so erfolgreichen Spekulation auf ihre Neugier und ihre Spielleidenschaft.

Es macht ihm nichts aus, daß man ihn anfänglich nicht beachtet. Er weiß, daß seine Zeit kommt, daß man sich mit ihm beschäftigen und daß er zehnmal länger in dem Lokal bleiben wird als jeder andere, der gerne etwas verkaufen möchte. Umständlich stellt er nach einer feierlichen und devoten Begrüßung des Wirts seinen Stock mit dem Gummiknopf in eine Ecke und hängt seinen Hut darüber. Dann wandert er die Tische entlang und legt neben jeden Gast drei bis vier kleine Briefumschläge. Auf jedem steht in ungelenker, etwas altertümlicher Schrift, daß in diesem Umschlag sich sechs Papierschnitzel befinden, die richtig zusammengelegt ein großes lateinisches H oder ein K oder ein L oder N bilden, und daß dieser Umschlag zehn Pfennige kostet. Schwierige Buchstaben kosten fünfzehn.

Man schiebt die Sache uninteressiert beiseite. Aber die Langeweile der Leute zwischen oder nach dem Essen verleitet doch den einen oder anderen, während der Mann seine Runde macht, dazu das Ding näher zu betrachten. Und man denkt: wie kindisch. Damit glaubt der Alte uns zu fangen. Das machen die Schulfratzen schon nicht mehr.

Aber irgendwer öffnet doch so einen Umschlag und versucht es und das ist der große Moment des alten Mannes, die entscheidende Sekunde seines Geschäftes in diesem Lokal.

Ein Pärchen versucht es mit einem Brief. Die Schnitzel sind raffiniert geschnitten, daß es ihnen nicht gelingt. Es